

Zum 100. Geburtstag
von Claus Schenk
Graf von Stauffenberg

Ritter, Tod und Hitler

Christian Müller

In einer Waldlichtung vor dem dunklen Hintergrund eines Bunkerkolosses steht kerzengerade der groß gewachsene Offizier in Achtungsstellung da und fixiert mit durchdringendem Blick einen älteren Mann, dessen Schnurrbartgesicht von einer tief sitzenden Schirmmütze verdüstert ist und der gerade die Hand eines gestiefelten Uniformträgers schüttelt. Zwei weitere Offiziere beobachten die Begrüßung, während etwas abseits ein ebenfalls uniformierter Leibwächter die ganze Szene im Auge behält. Das Bild mutet unheimlich an, hält es doch den Moment fest, da um die Mittagszeit des 15. Juli 1944 Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Chef des Stabes des Chefs der Heeresrüstung und Befehlshabers des Ersatzheeres, im ostpreußischen „Führerhauptquartier“ bei Rastenburg dem nationalsozialistischen Diktator Adolf Hitler vor der routinemäßigen Lagebesprechung vorgestellt wird. Im Flugzeug aus Berlin hat Stauffenberg die Bombe mitgebracht, mit welcher er an diesem Tag in einem zweiten Anlauf nach dem schließlich unterlassenen ersten Versuch vier Tage zuvor Hitler umzubringen beabsichtigt. Der Attentäter überragt um Haupteslänge sein ausersehenes Opfer. Feldmarschall Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, und Konteradmiral von Puttkamer, Adjutant der Kriegsmarine, und der „Rattenhuber“ von der SS-Leibwache schauen zu, wie der Verbindungsoffizier von Görings Luftwaffe, General Bodenschatz, vor der Lagerbaracke den Diktator begrüßt.

Keine zwei Jahrzehnte zuvor hatte Stauffenberg als blutjunger Reichswehr-Soldat kurz nach seinem Eintritt ins Bamberger Reiterregiment 17 an seinen Vater, den einstigen Oberhofmarschall des letzten Königs von Württemberg, geschrieben, es sei „für unsereinen nicht leicht, längere zeit hindurch den gemeinen zu spielen und auf alles geistige so ziemlich ganz zu verzichten“. Und der Bamberger Reiter, der am Anfang einer blendenden Laufbahn stand, fuhr damals fort: „Bitte schickt mir bilder: ich dachte an die beiden Dürerstiche [...]“. Zu den berühmtesten Werken des Meisters aus Nürnberg zählte stets jener Kupferstich von 1513, der seit Langem die landläufige Bezeichnung „Ritter, Tod und Teufel“ trug und zeitweise geradezu als Inbegriff deutschen Nationalwesens hingestellt wurde, obwohl der in Landsknechtrüstung gesteckte Reiter kaum der furchtlose *Miles christianus* oder gar lutherische Reformationsritter war, dem der daneben auf einem Kleppergaul einherreitende Tod die Sanduhr entgegenhält und in dessen Rücken das gehörnte Ungetüm des Teufels lauert. Wie beliebt bis in die hinterste Bauernstube besonders seit der deutschen Romantik die ziemlich grausliche Szene war, ließ sogar noch das im großdeutschen Reichskitsch von einem Südtiroler Maler gepinselte Bild erkennen, das Hitler in mittelalterlicher Rüstung zum hehren Ritter zu erheben suchte, der allerdings nicht wie das Dürervorbild eine Lanze mit Fuchsschwanz, sondern eine Hakenkreuzfahne in der Rechten hält.

Das Machwerk ist verdienstermaßen vom Orkus der Geschichte verschlungen worden. Bevor er selber seinen Höllensturz vollzog, wurde Hitler eine Woche vor seinem Selbstmord in der zerstörten Neuen Reichskanzlei in Berlin zum letzten Mal fotografiert: Vor dem Dunkel eines hohen Portals ist der Umriss des bemützen Mannes mit hochgeschlagenem Mantelkragen, der vornübergebeugt das Trümmerfeld betrachtet, kaum auszumachen; nur sein Schnauz sticht pechschwarz aus dem fahlen Gesicht. Die Figur gemahnt an den Teufel hinter Dürers Ritter.

Der „letzte Ritter“

Nicht am 15. Juli und auch nicht am 20. Juli 1944, als Stauffenberg endlich beim dritten Versuch die Bombe zu zünden vermochte, flog Hitler in die Luft. Vielmehr überlebte der Massenmörder und Tyrann, der das Opfer des Anschlages hätte werden sollen, das Attentat und den Staatsstreich der tapferen Offiziersverschwörer, die ihn – wie Stauffenbergs Mitverschworener Henning von Tresckow – nicht nur für den Erzfeind Deutschlands, sondern auch für den Erzfeind der Menschheit hielten und deshalb die Welt von ihm befreien wollten. Der Attentäter, der im fünften Jahr des Zweiten Weltkriegs zum Tyrannenmord geschritten war, brach noch am Abend des Befreiungsversuchs unter den Kugeln eines Exekutionskommandos im Innenhof des Bendlerblocks in Berlin zusammen und fiel dem Unheil zum Opfer, das er hatte beseitigen wollen. Ein „letzter Ritter“ und „Kind vergangener Zeiten“ sei Stauffenberg gewesen; doch „die Ritterzeit war vorbei“, und darüber sei er sich „nie ganz klargeworden“ – so urteilte geraume Zeit nach Kriegsende der einstige württembergische Wehrmachtsgeneral Moriz von Faber du Faur, der in seinen Erinnerungen einen eigenwillig-sarkastischen Rückblick auf die von ihm erlebten Epochenbrüche von der Monarchie des Stuttgarter Königshofs über den

Machtrausch des „Dritten Reiches“ bis zum Untergang am Ende der deutschen Katastrophe warf. Stauffenberg als „letzter Ritter“? Nun, da über sechs Jahrzehnte seit seiner mutigen Tat verstrichen sind und sich zum hundertsten Mal der Tag seiner Geburt am 15. November 1907 in Jettingen im bayerischen Schwaben jährt, lockt immer mehr die Versuchung, diesen Spross aus altem Reichsrittergeschlecht nicht zuletzt vor dem Hintergrund aller Umwälzungen des zwanzigsten Jahrhunderts bis hin zur Wiedererrichtung eines einheitlich-demokratischen deutschen Nationalstaates als letzten Ritter zu bezeichnen.

„Ich habe das Gefühl, dass ich jetzt etwas tun muss, um das Reich zu retten; wir sind als Generalstäbler alle mitverantwortlich“, erklärte Stauffenberg mit einem den Ernst der Aussage überspielenden Lachen seiner Frau im Frühjahr 1943, als er noch im Krankenhaus in München lag nach seiner schweren Verwundung in Tunesien, bei welcher er das linke Auge, die rechte Hand und zwei Finger der linken Hand eingebüßt hatte. „Wir können es uns nicht leisten, uns in den rein soldatischen, soll heißen rein fachlich beruflichen Bereich zurückzuziehen [...] Soldat sein, und insbesondere soldatischer Führer, Offizier sein heisst, Diener des Staates, Teil des Staats sein mit all der darin inbegriffenen Gesamtverantwortung [...] Wir müssen nicht nur um die Armee im engeren Sinn zu kämpfen wissen, nein, wir müssen um unser Volk, um den Staat selbst kämpfen, im Bewusstsein, dass das Soldatentum und damit sein Träger, das Offizierskorps, den wesentlichsten Träger des Staates und die eigentliche Verkörperung der Nation darstellt“ – dieses aufschlussreiche Bekenntnis zur besonderen Verantwortung seines Berufs und seiner Stellung legte Stauffenberg noch vor der Kriegsentfesselung durch Hitler angesichts der stürmischen Heeresvermehrung und der mit ihr einherge-

Durch eine Vielzahl von Symbolen der Ikonografie zeichnet sich dieser Kupferstich von Albrecht Dürer aus dem Jahr 1513 aus.

© picture-alliance/
KPA/HIP/The British Museum



henden Umkremplung der einstmaligen kleinen Reichswehr-Führungselite in eine Masse von unterwürfig-fachbeschränkten Wehrmacht-Befehlsempfängern ab.

Alte Eliten in neuer Form

Stauffenbergs Berufsverständnis implizierte eine Zurückweisung des totalitären Herrschaftsanspruchs des Nationalsozialismus. Doch dies bedeutete damals noch keine prinzipielle Gegnerschaft zu Hitlers Regime oder gar eine aktive Opposition mit dem Ziel eines Umsturzes. Vielmehr lieferte das Bekenntnis ein Indiz für Stauffenbergs Selbstverständnis als Angehöriger einer staatstragenden Elite. Dabei hing er keineswegs romantischen Träumen von einer versunkenen Ritterwelt an; doch selbst in der totalitären Moderne mit der gleichmacherischen „Volksgemeinschaft“ der Nationalsozialisten, die schließlich mehr als der revolutionäre

Umbruch von 1918 zur politischen und vielfach auch wirtschaftlichen Depositionierung der herkömmlichen Führungsschichten in Deutschland beitrugen, bewahrte sich Stauffenberg ein Selbstvertrauen und einen Anspruch auf Mitwirkung an der Gestaltung des Schicksals seines Landes, die in seiner herkunftsmäßigen Prägung und in seiner Auffassung von aristokratischer Pflicht und Vorbildrolle wurzelten. Über der Kindheit zusammen mit seinen beiden älteren Brüdern Berthold und Alexander im Alten Schloss in Stuttgart, gegenüber dem Neuen Schloss und unweit des Wilhelmipalais, wo der Bürgermonarch Wilhelm II. in volkstümlicher Bescheidenheit residierte, wehte die Königsstandarte einer fast idyllisch anmutenden Epoche. Mit Rang und Namen bei Hof lebten die Grafen Stauffenberg der dienstadligen Tradition ihres Geschlechts. Die Zäsur des

Sturzes der Monarchie und der Niederlage zu Ende des Ersten Weltkrieges bedrückte die aus der monarchischen Elitestellung verdrängte Elterngeneration und warf die Jüngeren in den Strudel wirrer Zeitläufte, in welchen elitäre Ideale noch weniger als zuvor bloß unter Berufung auf Abstammung verwirklicht werden konnten. Mit der Mediatisierung und der Errichtung des Königreiches Württemberg wie auch des Großherzogtums Baden von Napoleons Gnaden zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war im deutschen Süden das *Ancien Régime* untergegangen. Waren damals die mediatisierten Fürsten und auch Angehörige der Reichsritterschaft die Verlierer und die neuen Landesherren die Gewinner des Umbruchs gewesen, so brachte über ein Jahrhundert später der Sturz der Monarchie zwar noch nicht die vollständige Entmachtung der bisherigen Eliten in Staat und Armee im Stil des Guillotine-Verdiktes der Französischen Revolution. Doch in der Weimarer Republik hatten sich die Vertreter der alten Ordnung, sofern sie sich überhaupt engagierten, und nicht der Republik der „Novemberlinge“ den Rücken zuehrten, mit Parteien, Parlament und neuen Führungsschichten zu arrangieren. In der kleinen Berufsarmee und auch anderswo blieb jedoch mancherlei Kontinuität bewahrt; zur Tarnung seines grenzenlosen Expansionismus als „Revisionismus“ zwecks Beseitigung des „Versailler Diktats“ legte dann selbst Hitler zunächst noch Wert auf scheinbar traditionsgemäße Galionsfiguren wie beispielsweise Reichsaußenminister Constantin von Neurath oder Staatssekretär Ernst von Weizsäcker. Beide stammten aus dem vom König von Württemberg nobilitierten Beamtenadel. Der Rittmeister Claus Graf Stauffenberg konnte, da er als angehender Angehöriger der Generalstabelite die Kriegsakademie der neuen Wehrmacht in Berlin absolvierte, an solchen Namen auf solchen Posten des

Regimes nicht nur den von ihm selbst-ironisch gern bespöttelten Einfluss eines reichsmächtigen Schwabentums ablesen. Deutete der andauernde Staatsdienst solcher aus der Stuttgarter Königshof-epoche zumindest dem Namen nach bekannten Figuren vielmehr nicht zugleich an, dass ein Spross alter Eliten in neuer Form weiterhin Teilhabe an politischer Entscheidungsgewalt anzustreben vermochte? Seinem Vater hatte Stauffenberg zu Beginn seiner Reichswehrkarriere einmal gestanden, dass er „selbst im Hinblick auf die von uns zu erlebende Zukunft leicht zum Pessimismus neige; nicht freilich dass mir das Selbstvertrauen fehlte!“. Dieses Selbstvertrauen und der Gedanke der Zugehörigkeit zu einer Elite waren durch die Begegnung mit dem Dichter Stefan George gestärkt und in neue Bahnen gelenkt worden. „Nur kleine Schar ist zu der Sicht berufen [...]“ hatte schon der Schüler Stauffenberg, noch ehe er ins Umfeld des Geheimnisumwitterten „Meisters“ trat, selber gedichtet. In anderen jugendlichen Versen fanden Geisteshaltung und Sendungsbewusstsein ihren Georges Stil nachahmenden Ausdruck: „Ich wühle gern in alter Helden Sagen/ Und fühle mich verwandt so hehrem Tun./ Ich könnte nicht die alten Zeiten missen/wo wäre dann dass ich mein Leben schaute/Wenn nicht in höchster Sein?“ Doch nicht bloss rückwärtsgewandte Ritterweltsnostalgie erfüllten den jungen Anhänger des Dichterpropheten, dessen Verkündung eines „Neuen Reiches“ eine romantische Brücke zwischen den von den Hohenstauffern verkörperten alten Reichsträumen bis hin zu einem aus der „Schmach der Niederlage“ neu erstehenden Deutschen Reich der Moderne zu verheißen schien. „So ist in mir zu herrschen dunkles Wissen/Und Jugend künftig Kraft und Größe ahnend./Unglaublich ist was mich bewegt/Unfasslich ist was mich gezeugt.“ Was mit solchen Versen poetischer Überhöhung der noch

nicht zwanzigjährige Stauffenberg seinem Bruder Berthold andeutete, ließ jenseits aller nach sich selbst suchender Träumereien einen starken Willen zur Selbstbehauptung auch in einer ganz neuen Zeit erkennen.

Verkannte Anfänge

In der Begegnung mit Stefan George rückte Stauffenberg in den Bannkreis der konservativen Revolution. Das „Reich“ des Dichterstürzen mit seinem dunklen Mythos vom „geheimen Deutschland“ war zwar keineswegs identisch mit Ideologie und Agitation der NSDAP und dann des von Hitlers „nationalsozialistischer Erhebung“ geschaffenen „Dritten Reiches“. Doch die antidemokratisch-antiwestliche Vergötzung eines deutschen Sonderwegs im Verein mit dem übersteigerten Nationalismus der „verspäteten Nation“ ebnete dem braunen Meister des Todes und Zerstörer des Reiches den Weg zur Macht. Die zügellose Zivilisationskritik an der angeblichen „Herrschaft der Minderwertigen“ führte schließlich gerade zur Etablierung einer solchen Herrschaft. Die unablässige Warnung vor dem „Widerchrist“ hob diesen in den Sattel. „Wir haben ihn uns engagiert“ – dieser ebenso süffisante wie dumme Kommentar Franz von Papens zur Ernennung Hitlers zum Reichskanzler verriet die tödliche Illusion der deutschnationalen Zauberlehrlinge, mit dem „Besen“ Hitler sich der kommunistischen Gefahr entledigen zu können. Die konservativ-revolutionären Wegbereiter des nationalsozialistischen Verbrecherregimes erlitten das Los „nützlicher Idioten“. Nur wenigen dämmerte allerdings schon bald nach der „Machtergreifung“ die Erkenntnis vom wahren Teufelscharakter der braunen Diktatur. „keine Partei, sondern Herren machen umwälzungen und jeder der für seine Herrschaft einen sicheren sockel sich baut ist ob seiner klugheit zu loben“, schrieb in Hitlers

erstem Machtsommer der Bamberger Reiterleutnant Stauffenberg an Stefan George in einem Kommentar, der sich an der distanzierten Betrachtungsweise aus „höherer Warte“ des Dichters orientierte und somit gründlich die Anfänge der Errichtung von Hitlers Terrorregime verkannte. Der ungewollte Eindruck eines Zynismus stellt sich bei der Lektüre dieser die Tagesaktualität in eine pseudohistorische Perspektive rückenden Zeilen ein. Zugleich lassen sich aus ihnen kaum Zeichen enthusiastischer Zustimmung für das „Dritte Reich“ herauslesen.

Im Zeichen der Swastika

Stefan George starb kein volles Jahr nach Hitlers Machtergreifung; einige seiner Anhänger zumeist jüdischer Herkunft wurden früh ins Exil getrieben, die Mehrzahl seiner geistigen Gefolgschaft stellte sich indes eher mit ästhetischen denn politischen Vorbehalten auf die neue Zeit ein, und ein ansehnlicher Rest reihte sich sogar offen unter die Anhängerschaft des „Trommlers“ aus Braunau. Dessen Wahrzeichen, das Hakenkreuz, war den Angehörigen des George-Kreises in nur geringfügig anderer Form als Signet der vom Dichter herausgegebenen *Blätter für die Kunst* längst geläufig. Versprach Hitler nicht die „nationale Wiedergeburt“ nun im gleichen Feldzeichen der Swastika, das dann bald auch in den Klauen eines brutal stilisierten Reichsadlers als „Hoheitszeichen“ über der rechten Brusttasche am Uniformrock jedes Angehörigen der Wehrmacht angebracht werden musste? Noch im Sommer 1942, als in der Weite zwischen dem Wolgaknie bei Stalingrad und dem Kaukasus Voraustrupps einer deutschen Infanteriedivision durch die Steppe nach Elista und weiter ostwärts Richtung Astrakhan vorstießen, blickten die das Gebiet beherrschenden Kalmücken verdutzt und dann begeistert auf den „Reichspiepmatz“ der Erobereruniformen; die Swastika bedeutete ihnen

ein heiliges Symbol ihres buddhistischen Glaubens – waren deshalb diese aus dem Westen herbeigestürmten Krieger nicht edle Ritter im Kampf gegen die seit Jahrzehnten von den Kalmücken erduldeten Schreckensherrschaft der gottlosen Bolschewiken? So hätte es Stauffenberg gerne selber gehabt. Von einer Schlüsselstellung in der Organisationsabteilung des Generalstabs des Heeres suchte er in der Tat den Krieg gegen die Sowjetunion als Befreiungsfeldzug mit der Aufstellung von Freiwilligenverbänden aus allen von Stalin unterdrückten Völkern zu führen; dabei trug er unter anderem auch zur Bildung eines Kalmücken-Kavalleriekorps bei, das dann bis fast zum Untergang von 1945 an der Seite der Wehrmacht kämpfen sollte. Doch ihrem Einsatz wie allen Bemühungen Stauffenbergs lag eine grundsätzliche Verkenning von Hitlers Absicht zugrunde, den gesamten Osten mit einem rasseideologischen Eroberungs- und Vernichtungsfeldzug zu überziehen und im Swastika-Spinnennetz der „germanischen Herrenrasse“ das Volk der Juden auszurotten sowie alle anderen Nationen als Helotenvölker in Fesseln zu legen.

Verstrickung ins Unheil

Der Aufbau einer starken Wehrmacht und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht unter Sprengung der „Fesseln von Versailles“ hatten ebenso die volle Zustimmung des Berufsoffiziers Stauffenberg gefunden wie die Remilitarisierung des Rheinlandes und der „Anschluss“ Österreichs. Die Wiedergewinnung „nationaler Stärke und Größe“ und sogar einer Vormachtstellung für das Deutsche Reich in Europa fand den Applaus fast der gesamten Bevölkerung. Der Totalitätsanspruch der Partei und das Vordringen des Regimes in den bisherigen militärischen Reservatsbereich im Zuge der Blomberg-Fritsch-Krise mochten bei Stauffenberg auf Bedenken oder

gar Ablehnung stoßen wie dann auch der Judenpogrom der „Reichskristallnacht“. Doch zum inneren Bruch mit Hitlers gesamtem Regime führte all dies Stauffenberg noch keineswegs. Nach Entfesselung des Zweiten Weltkrieges durch den Diktator, den er deshalb für einen „Narren“ hielt, empfand der Generalstabsoffizier diesen Konflikt nicht bloß als Hitlers Krieg, sondern auch als ein Ringen um Bestand und Größe des Reiches. Die Sieges euphorie nach der unerwartet raschen Niederwerfung Frankreichs im Sommer 1940 teilte Stauffenberg mit fast der gesamten Nation, in deren Gunst sich der Verführer des deutschen Volkes sonnen konnte wie niemals zuvor. Lug und Trug des „größten Feldherrn aller Zeiten“ konnte jedoch Stauffenberg bald im Hauptquartier aus größerer Nähe beurteilen und durchschauen. Die Kenntnis verbrecherischer Kriegsführungsmethoden, beileibe nicht nur durch die schwarz uniformierten Totenkopfschergen, und zugleich kriminell verfehlter operativer Entscheidungen ließ den hochbegabten Generalstäbler immer mehr aufbegehren, und zwar bereits vor der sich abzeichnenden Kriegswende in Stalingrad und El Alamein. „Mit der braunen Pest werden wir aufräumen“, aber erst nach dem Krieg, da man besonders während eines solchen mit der Sowjetunion nicht zum Umsturz schreiten könne – so hatte Stauffenberg zunächst einmal argumentiert. Dann versuchte er, die Generalität, an ihrer Spitze einen operativ brillanten Feldmarschall wie Erich von Manstein, zum Staatsstreich gegen Hitler zu bewegen. Seine vergebliche Mühe, diese „Bürger, Pfründner, Teppichleger im Generalsrang“ an ihre wahre Pflicht zu erinnern, fasste er in derbem Kavalleristenjargon ins Urteil: „Die Kerle wollen nicht, sie haben die Hosen voll oder Stroh im Kopf!“

In den Augen der Nachwelt sehen sich einige Offiziersverschwörer, unter ihnen Tresckow, wegen ihrer militärischen Tä-

tigkeit an der Ostfront zunehmend dem Vorwurf schwerwiegender Verstrickung in die verbrecherische Kriegführung bei diesem Vernichtungsfeldzug ausgesetzt. Eine Paraphe oder Unterschrift unter einer Meldung oder unter einem Befehl gilt als Schuldbeweis. Die Verstrickung ins Unheil war Stauffenberg und seinesgleichen völlig bewusst: „Wir sind als Generalstäbler alle mitverantwortlich.“ Von dem nationalsozialistischen Verbrecherhaufen könne er sich nur durch den Tod trennen, erklärte Stauffenbergs Onkel Graf Nikolaus Uxkull nach dem Scheitern von Attentat und Staatsstreich. Der Umsturz sei viel zu spät versucht worden und habe bloß einer reaktionären Offizierskaste erlauben sollen, sich den Folgen eines totalen Zusammenbruchs Deutschlands zu entziehen, hatte es nach Kriegsende immer wieder geheißt. Im Frühjahr 1944, nach der Landung der Alliierten in der Normandie, ließ Stauffenberg bei Tresckow anfragen, ob das ganze Unternehmen nun überhaupt noch einen Sinn habe. *Coûte que coûte* müsse das Attentat erfolgen, zumindest als Fatale und Beweis für die Existenz einer deutschen Opposition gegen Hitler, lautete die Antwort. Zu diesem Zeitpunkt hegte Stauffenberg kaum noch Illusionen über Deutschlands praktisch unabwendbaren machtpolitischen Sturz in einen Abgrund. Nur das Ausmaß der Katastrophe konnte vielleicht noch etwas eingedämmt werden. Vor allem galt es indes, einen moralischen Bannfluch abzuwenden. Ein neuer Realismus war an die Stelle der irregeleiteten Träumereien von einem „neuen Reich“ getreten. In der Freundschaft zum Sozialdemokraten Julius Leber, einem Gegner Hitlers schon in der Weimarer Republik, bewies Stauffenberg einen Geisteshorizont jenseits agrarromantisch-konservativer Sandkastenspiele. Mit Leber, vielleicht bald als neuem Reichskanzler, wollte Stauffenberg eines: Hitler stürzen. „Was ein Mann

vermag, lehrt die Geschichte – wollen Sie, und Sie stehen nicht allein!“ Mit diesen Worten hatte einst ein preußischer Leutnant angesichts der Kollaboration seines Königs mit Napoleon Stauffenbergs Ahnen Gneisenau zur Revolte anzustacheln versucht. Freunde Stauffenbergs hatten schon vor Jahren, auf Georges Spuren wandelnd, den Gneisenau-Urenkel an solches Vertrauen in menschliches Vermögen erinnert.

„Nicht dass mir das Selbstvertrauen fehlte!“ – Stauffenberg bewies dies nun, als die Russen bereits bis zur Weichsel vorstürmten, die westlichen Alliierten sich zum Ausbruch aus ihrem normannischen Brückenkopf in die Weite des französischen Raumes rheinwärts anschickten, Rom befreit war und wie Berlin die meisten deutschen Städte schon in Trümmern lagen. Da bereitwillige Attentäter nicht an Hitler herankamen und andererseits Offiziere, die Zutritt zum Tyrannen hatten, vor dem Attentat zurückschreckten, übernahm schließlich Stauffenberg selber die „schmutzige Arbeit“ voller Waghalsigkeit und Unerschrockenheit, die ihn zum Generalstabschef und zugleich Stoßtruppenführer des Umsturzversuchs machten. Tollkühnheit und menschlicher Anstand, bis zuletzt und fast ganz allein für den einmal gefassten Beschluss zur Beseitigung des Ungeheuers in der Waldlichtung von Rastenburg einzustehen, kennzeichnen Tat und Opfergang dieses Rittersprozesses, den als Helden zu preisen frühere Epochen nicht gezögert hätten. Hitler und dem Tod trat dieser Mann furchtlos entgegen. Lange zuvor hatte er einmal bei einer Schüleraufführung in Stuttgart bei der Deklamation des berühmten Schwurs aus schwäbischer Dichterhand die Worte mitgesprochen, welche auch die Haltung des Ritters vor dem Teufel kennzeichnen: „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott/Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“